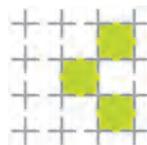


seelsorgen



»Die Leute quatschen immer
und schütten ihr Herz aus,
wenn sie auf dem Stuhl sitzen.«



pfarrbrief

st. agnes _ st. kunibert _ st. ursula _ st. gertrud

Liebe Leserinnen und Leser,

bevor ich diesen Text begonnen habe, habe ich eine halbe Stunde in der Kirche gesessen. Ich hatte mich mit einer Frau verabredet, die angerufen hatte, weil sie in Not ist. Ich bin ein Instinkt Mensch: Manchmal spüre ich, dass es bei der Not, die Menschen beschreiben, nicht nur um den Geldschein geht, der am Schluss

vom einen ins andere Portmonee wandert. Darum geht es auch oft: jemand braucht Geld – und ich gebe es ihm. Das finde ich auch in Ordnung. Das ist ein klar formulierter

Wunsch. Solche Gespräche dauern oft nur wenige Minuten, und jeder geht wieder seiner Wege. Aber manchmal ist es anders. Dann treffe ich mich mit den Menschen in der Kirche. Ich setze mich mit ihnen vor den Kerzenaltar im Vorraum, und wir reden. Heute kam eine Mutter, die ihren beiden Söhnen ein Weihnachtsgeschenk kaufen möchte. Ein sehr berechtigter Wunsch. Einer der beiden war mitgekommen. Die Mutter hatte ihm ein Nutellabrötchen gekauft, weil er Hunger hatte. Nun saßen wir da, redeten, und der Junge biss in sein Brötchen und sah den Kerzen zu, wie sie verbrannten. Die Mutter begann plötzlich von sich zu erzählen. Über ihre Traurigkeit, von der sie ihrem Therapeuten erzählt. Über die verflissenen Träume. Denn eigentlich wollte sie mal studieren. Und über die Momente, in denen sie alles übermannt und in denen sie sich selbst nicht leiden kann. Und dann haben wir über Weihnachten gesprochen. Der Achtjährige wünscht sich ein Fahrrad. »Möchten Sie auch ein

Fahrrad?«, fragte ich. Darüber hatte sie noch nie nachgedacht. Sie wirkte verblüfft, aber interessiert. »Sagen Sie doch: ich will ein Fahrrad«, sagte ich. Es müsse doch auch irgendwann mal um ihre Träume gehen. Sie lächelte und sagte: »Ich will ein Fahrrad.« Geht doch, dachte ich, nickte und lächelte zurück. Nächste Woche besorge ich die Räder und den Schulranzen. Als wir uns trennten, sagte sie: »Ich bewundere Sie, Sie kümmern sich um Menschen.« Ich entgegnete: »Das tun Sie doch auch. Sie glauben gar nicht, wie ich Sie bewundere.« Und Menschen, die sich um Menschen kümmern, müssen zusammenhalten. Ich glaube, 70 Prozent der Seelsorge ist Wertschätzung. Das beginnt damit, Interesse für den anderen zu zeigen. Das kann bedeuten, minutenlang nichts zu sagen, sondern ihm einfach zuzuhören. Viele Menschen sind das gar nicht mehr gewohnt, dass ihnen jemand Zeit und Aufmerksamkeit schenkt. Dann aber ist man schon mittendrin in der Seelsorge. Denn der andere hat dann das berechnete Gefühl: ich bin nicht irgendwer, sondern jemand ganz Bestimmter. Ich habe einen Namen, eine Geschichte, einen Wert. Wertschätzung bedeutet aber auch, einem anderen zu sagen: du bist okay. Ich bewundere dich. Ich bin dir dankbar. Darum geht's in diesem Heft. Das Thema heißt »seelsorgen«. Wir haben eine Friseurin, einen Wirt und eine Nonne erzählen lassen. Sie machen, alle drei auf je eigene Art, genau das. Seelsorge geht nämlich in der Familie, in oder vor der Kneipe, beim Haarschneiden und auf der Straße. Ein Journalist erzählt, ob ihm seine Vergangenheit als Seelsorger Last oder Hilfe ist. Und in unserer Pfarrei steht die Seelsorge vor Herausforderungen. Anfang September 2017 wird Kaplan Klaus Gertz eine neue Stelle antreten, nachdem Subdiakon Jacob Mandiyil und Pfarrer Stephan Weißkopf bereits 2016 andere Aufgaben übernommen haben. Wir leben in Zeiten des Wandels. Was das bedeuten kann, darüber haben wir mit Pfarrer Frank Müller gesprochen. Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr Peter Otten, Pastoralreferent

2/16_titelthema seelsorgen



4 »Gott kommt nicht im Hubschrauber«



10 Drei Abgänge und eine neue Stelle



14 »Sind Psychotherapeuten die besseren Seelsorger?«



18 Husar mit Hauptberuf Zimmermann



20 Demütiger und dankbarer



22 Schallplatten in St. Michael

Die Chöre von St. Agnes



24



25 Die neue Christuskirche – Architektur als Seelsorge?

weitere themen

28 fotoalbum
30 St. Kunibert – Fenster öffnen Seelen

rubriken

26 nachrichten
27 getauft & verstorben
31 fragebogen
31 impressum



9

Glücklich die Gemeinde, die eine KJG hat



16

Der Journalist, der was vermisst





» Gott kommt nicht im Hubschrauber«

Ein Wirt, eine Friseurin und eine Nonne sprechen über Seelsorge

Text: Klaus Nelißen
Fotos: Sebastian Linnerz

In der Kultkneipe Lapidarium am Eigelstein sprach Klaus Nelißen zusammen mit Wirt Ernst Mörs, der Friseurin Elke Wolff und der Obdachlosenseelsorgerin Schwester Franziska über Seelsorge und Schnapsverbot, den Blick in den Spiegel und das gesunde Bauchgefühl. Beim Getränk waren alle beim »Du«.

Fangen wir mal an mit einer Schätzfrage und gehen reihum: Elke, was denkst Du, wieviel Seelsorge macht ein Wirt?

Elke: Das kommt ja auf den Einzelnen an. Ich denke aber, 50 Prozent werden das schon sein.

Schwester Franziska, wieviel Seelsorge macht eine Friseurin?

Sr. Franziska: Bestimmt 80 Prozent. Die Leute quatschen immer und schütten ihr Herz aus, wenn sie auf dem Stuhl sitzen.

Ernst, wieviel Seelsorge muss wohl Schwester Franziska machen?

Ernst: 100 Prozent.

Jetzt lösen wir mal auf: Sind es wirklich 100 Prozent, Schwester Franziska?

Sr. Franziska: Das trifft natürlich nicht zu. Ich habe ganz viel am Computer zu tun. Und wenn ich mich um die Blumen in der Kirche kümmere oder Unkraut zupfe, dann ist das ja nicht Seelsorge. Es sei denn, es hockt einer neben mir und zupft mit und wir kommen ins Gespräch.

Und bei dir, Ernst? Machst Du als Kneipenwirt zu 50 Prozent Seelsorge?

Ernst: Bei mir ist das eher nicht der Fall. Für das Bier gibt es hier im Lapidarium keine soziale Zuwendung. Als Wirt läufst du Gefahr, alles in dich hineinzufressen und Schaden an deiner eigenen Seele zu nehmen. Etwa, wenn ein Stammkunde Krebs bekommt. Das belastet mich. Und irgendwann musste ich beschließen, nicht jeden an mich heranzulassen. Hier wird also nur der Gast aufgenommen, der nicht die soziale Zuwendung sucht, wie das vielleicht in anderen Kneipen üblich ist. Ich muss das etwas provokant sagen. Aber 26 Jahre mache ich das jetzt und man hält sich nicht so lange, wenn das Prinzip nicht mit dem Wirt stimmig ist.

Wie ist das mit den 80 Prozent bei Dir, Elke? Klingt schon nach einem sehr hohen Anteil. Dazu kommt ja noch das Haarschneiden ...

Elke: Das stimmt aber. Ich find' das auch gut. Wenn das nicht wäre, würde ich den Beruf nicht machen wollen. Ich bin sehr gerne bei den Menschen.

Ernst: Das bin ich auch – das muss ich dazu sagen, sonst wird man ja nicht Wirt.

Elke: Ich denke, ich kann das im Friiersalon gut steuern. Wenn ich merke, ich bin jetzt nur der Mülleimer oder es wird zu brenzlich, dann lenke ich das Gespräch so, dass ich da auf meine Art rauskomme. Insgesamt aber gebe ich gerne Menschen das Gefühl, dass sie was ganz Besonderes sind. Ich glaub', ich kann das einfach gut: Wenn die Leute dann gut gelaunt aus dem Salon gehen und haben dazu auch noch die Haare schön, dann bin ich glücklich.

Beim Haarschneiden kommst Du den Menschen ja wirklich nah. Worauf musst Du da achten, wenn Du dann noch ihre Geschichten hörst?

Elke: Selbstschutz ist ganz wichtig. Ich darf das nicht zu nah an mich ranlassen. Aber manche Kunden kenne ich schon von klein auf. Und wenn da was passiert: dann weine ich mit denen. Das geht mir schon nah.

Und was machst Du dann, um die Geschichten irgendwo loszuwerden?

Elke: Ich nehme ganz viel Kraft aus der Natur. Ich meditiere und mache Yoga. Gerade weil ich es liebe, bei anderen zu sein, muss ich auch bei mir sein können. Da kann ich Kraft tanken. Schon die 20 Kilometer, die ich jeden Tag mit dem Rad zum Salon fahre, die reichen mir, um nur bei mir zu sein. In der Bahn könnte ich das nicht.

Was bedeutet für euch Seelsorge?

Ernst: Das kann man ja verschieden definieren. Im weiteren Sinne sehe ich das sogar hier: Auch wenn es im Lapidarium fürs Bier keine sozialen Zuwendung gibt, spielt Seelsorge eine Rolle. Denn

Du kommst hier einfach mit Menschen zusammen und es ergeben sich Gespräche. Und aufs Reden kommt es ja an.

Elke: In so einer Kneipe gibst Du ja die Möglichkeit, dass die Leute sich austauschen können. Und dieser Rahmen ist wichtig. In meinem Salon achte ich am Anfang sehr darauf, wie sehr der Kunde bereit ist, sich zu öffnen – auch zu sagen, was ihn bedrückt. Das Gespräch bedeutet, sich in gewisser Weise zu spiegeln. Jeder möchte wissen, wo er steht und wie er rüberkommt. Das hat etwas mit dem Spiegel der Seele zu tun. Und das ist bei jedem anders. Manche erzählen schnell, andere setzen sich hin, nehmen die Zeitung und dann weiß ich, dass ich die in Ruhe lassen soll.

Interessant, dass Du vom Spiegel sprichst. Da kommt man ja beim Friseur nicht drumherum, sich auch länger im Spiegel anzuschauen. Und da sieht man ja auch nicht nur die schönen Seiten ...

Elke: Das ist spannend zu beobachten, wie die Kunden auf ihr Spiegelbild reagieren. Manche posieren da sogar für sich selbst. Anderen sehe ich bei ihrem Blick in den Spiegel schon an, dass sie unzufrieden sind mit sich.

Wie ist die Erfahrung mit Obdachlosen, Schwester Franziska?

Sr. Franziska: Manchen fällt es sicherlich schwer, sich im Spiegel zu sehen. Denn sie sehen sich als Versager. Und das bekommen sie ja leider immer wieder gespiegelt, sei es vom Amt oder vom Rest der Welt, nach dem Motto: Du bist ja nichts. Das kriegen die schon mit. Und da geht jeder anders mit um.

Was machst Du eigentlich genau als Obdachlosenseelsorgerin?

Sr. Franziska: Wir sind im Team zu zweit, ein Priester und ich. Menschen können uns an zwei Tagen in der Gubbio-Kirche in der Kölner Südstadt besuchen. Ansonsten gehen wir einfach durch die

Straßen und bieten unsere Zeit an für ein Gespräch. Ganz einfach, wie beim Friseur. Zum Beispiel stehen wir zweimal die Woche nachts bei der Essensausgabe am Appellhofplatz und sind ansprechbar. Wir helfen nicht mit – wir hören einfach nur zu. Selten können wir etwas ändern. Wir können aber mit aushalten: die Versuche, da rauszukommen, die Versuche, vom Alkohol wegzukommen. Und wir wollen den Menschen vermitteln, dass sie etwas wert sind. Dass es zumindest einen gibt, der sie liebt – und das ist Gott. Und dass diese Beziehung da ist.



Du sagst, Du kannst den Obdachlosen konkret nicht helfen. Das ist bei Dir anders, Elke: Nach dem Termin hast Du deinen Kunden zumindest schon mal die Haare schöner gemacht, das ist ja Dein Handwerk. Wie hältst Du es aus, Schwester Franziska, zu wissen: Ich komme eigentlich nicht voran?

Sr. Franziska: Am Anfang war ich etwas naiv und dachte oft: »Ach, der Arme.« Da bin ich viel mehr auf die Schicksale eingestiegen als jetzt. Mittlerweile weiß ich: Du hörst auch immer nur die Spitze des Eisbergs. Und die Person erzählt Dir auch immer nur ihre Wahrheit. Jetzt bedauere ich nicht nur, sondern denke

mir oft: »Mensch, wann bekommst Du endlich den Hintern mal hoch?« Keiner kann darauf warten, dass der liebe Gott mit dem Hubschrauber vorbeikommt und alles regelt. Punktuell können wir dann schon etwas besser machen. Etwa, wenn wir die Obdachlosen mit auf unsere Ferienfahrt nehmen und sie noch monatelang davon schwärmen. Im November 2016 geht es nach Rom zum Papst – der hat zur ersten europäischen Obdachlosenwallfahrt geladen. Da fahren wir zu 16 Leuten hin. Und ich bin schon ganz aufgeregt, wie das wird.

Ernst, wenn ich am Eigelstein entlang gehe, dann sehe ich da auch viele Obdachlose. Welche Erfahrung hast du als Wirt mit Obdachlosen?

Ernst: Wir hatten hier im letzten Sommer auch direkt vor der Tür Penner, das sage ich jetzt mal so bewusst. Und zu einigen habe ich auch Kontakt bekommen. Das sind ja manche, die mir auch erzählt haben, warum sie da gelandet sind. Krasse Schicksale. Mit einem hab' ich mich so gut unterhalten, dass er auch mein Klo benutzen konnte – was ich sonst nicht erlaube. Das mag nach außen

Das ist ja jetzt mal klassisch-katholische Seelsorge. Fahren da nur Leute hin, die mit dem Glauben auch konkret etwas anfangen können?

Sr. Franziska: Na klar: Ich habe allen knallhart gesagt »Das ist 'ne richtige Wallfahrt« – mit viel Kirchenprogramm. Und im Petersdom gibt es halt kein Rauchpüschchen. Aber die Teilnehmer wollen wirklich gezielt zum Papst und freuen sich richtig auf so etwas wie die geplante Lichterprozession.

hart klingen, dass ich da so rigoros bin. Aber wenn ich an die Fixerszene am Ebertplatz denke – da muss ich schauen, dass meine Kneipe daran keine Anbindung bekommt. Das ist reiner Selbstschutz.

So klare Grenzen – die kommen doch nicht von ungefähr ...

Ernst: Ja, natürlich. Ich habe vor 33 Jahren im Frankfurter Bahnhofsviertel gearbeitet. Das war damals die Rauschgifthauptstadt Europas. Das Lapidarium habe ich dann vor 26 Jahren als »Asi-Kneipe« übernommen. Das wollte ich drehen. Und habe schon vor 20 Jahren alle Schnäpse abgeschafft.

Elke: Find' ich gut – Alkohol macht ja viele auch aggressiv. Du zeigst da Verantwortung.

Ernst: Na, das war damals eine Notmaßnahme. Als ich beschlossen habe, keinen Schnaps auszuschenken, haben mir einige Kollegen prophezeit, dass ich damit pleitegehe. Aber ich bin immer noch hier.

Natürlich schenkst Du Bier und Wein aus. Du handelst als Wirt mit dem ›süßen Gift‹, von dem viele

etwas entgleitet: Traust Du Dich, dem das zu sagen? Die Gefahr ist ja immer, dass du einen Kunden verlierst ...

Elke: Klar. Auch wenn viele sich nicht trauen. Ich frage immer, ob sie zurechtkommen. Ich finde das schade, dass gerade Menschen, denen es offensichtlich nicht gut geht, eher gemieden werden. Das fängt beim Trauerfall ja an. Natürlich mache ich das diskret und taste mich langsam vor. Aber an den kleinen Reaktionen merke ich schnell, ob da jemand weiter möchte oder nicht.

Was ist für Dich schlechte Seelsorge?

Elke: Ich mag es nicht, wenn mir etwas aufgezungen wird und daher mache ich das auch nicht bei anderen. Ich hatte zum Beispiel mal eine Kundin, die meinte: Yoga ist Gehirnwäsche. Ich habe dann gar nicht ver-

sucht, die vom Gegenteil zu überzeugen. Ist halt ihre Meinung.

Schwester Franziska, kannst Du es aushalten, wenn jemand sagt, dass das mit Gott doch alles nur Quatsch ist?

Sr. Franziska: Ich komme aus Ostdeutschland. Da waren 2 Prozent katholisch. Das bin ich gewöhnt. Hier in Köln staune ich manchmal immer noch, dass so viele glauben. Und ich denke: Gott hat so viele Wege zu den Menschen – das muss nicht über die Kirche gehen, schon mal gar nicht über mich.

Obdachlose nicht mehr loskommen, dem Alkohol.

Ernst: Sobald ich merke, dass ein Alkoholiker in der Kneipe ist, wird der auch nicht bedient. Das klingt wieder mal hart. In einem Fachartikel habe ich mal gelesen: Der Alkoholiker ist in der Kneipe ein Geächteter. Sein soziales Verhalten verändert sich ja und verträgt sich im Grunde schlecht mit dem einer Begegnungskneipe, wie meine eine ist.

Elke, wenn da ein Kunde bei Dir in den Salon am Gereonswall kommt und Du siehst im Spiegel, dass da

Glücklich die Gemeinde, die eine KjG hat

Jugendverbände sind tolle Orte zum Großwerden in der Kirche

Text: Peter Otten
Foto: Uwe Völkner

Seit 2016 gibt es in der Katholischen jungen Gemeinde (KjG) St. Ursula eine Kindergruppe. Sonntags nach der Kinderkirche in St. Agnes treffen sich acht ehemalige Kommunionkinder mit zwei Leiterinnen im Pfarrzentrum. Gruppenleben pur: Die Kinder lernen, aufeinander zu achten, Ziele zu bestimmen und Verantwortung zu übernehmen. Abseits vom Leistungsdruck in der Schule, ein Stück selbstverwaltete Freizeit unter dem Dach der Kirche. »Ich habe sofort Bilder im Kopf, wenn ich an meine erste Zeit in der KjG denke«, sagt Max Pilger. »Bei der allerersten Nachtwanderung riesige Angst zu haben und selbstverständlich an die Hand genommen zu werden. Mich sicher zu fühlen. Oder: Kurz vor Ostern eine liturgische Nacht in der Kirche zu verbringen. Gemeinsam zu essen, zu basteln, zu beten, zu sprechen, zu schlafen. aufgehoben zu sein.« Pilger ist einer von fünf Diözesanleiterinnen und -leitern in der KjG, steht mit gerade 24 Jahren bereits an der Spitze der KjG im Erzbistum Köln. Er erzählt, wie er mit anderen bis spät in die Nacht im Pfarrheim hockte, um ein Programm für das Jugendlager auf die Beine zu stellen. »Eine Woche lang, jeden Tag – Freiheit pur.« Wenn der Glaube etwas damit zu tun hat, dass Gott den Menschen in die Freiheit führen will – im Jugendverband können Kinder das heute immer noch erleben, auch wenn die Konkurrenz der Freizeitangebote schier unerschöpflich ist. Daher sind Jugendverbände wie die KjG oder die Pfadfinder keineswegs ein kirchliches Auslaufmodell. »Das Ausprobieren – auch im Streiten und gemeinsamen Arbeiten – kann für ein Leben prägend sein, unbestritten«, sagt Susanne Schütte, Diözesanvor-

sitzende im Bund der katholischen Jugend (BDKJ). »Das im Verband Gelernte reicht von grundlegenden sozialen Kompetenzen bis zu speziellen Fähigkeiten. Zwar lassen sich viele Dinge auch anderswo lernen, aber beim Verband gibt's keine Zugangshürden.« Junge Menschen, die die Erfahrung gemacht haben, mit ihren Anliegen gehört und ernst genommen zu werden, seien auch in späteren Jahren aktiv, um für respektvolles Miteinander und für Gerechtigkeit einzutreten.

200 Kinder haben in den Herbstferien an der KjG-Kinderstadt in Neuss teilgenommen, darunter zwei Kinder der KjG St. Ursula. Die Kinderstadt ist eine Stadt



im Kleinen: mit einem Stadtrat und einem Bürgermeister und einer Bürgermeisterin, mit Geschäften und einer Kirche und mit einer eigenen Währung – alles selbst verwaltet von den Kindern. Max Pilger hat sie mit einem großen Team vorbereitet: »Die Kinderstadt zeigt: Wo Freiräume für junge Menschen entstehen, da werden sie genutzt. Was braucht es dazu? Vertrauen in Kinder. Und das lohnt sich.« Ein Prinzip auch für die Welt der Großen? Glücklich jedenfalls die Gemeinde, in der eine KjG zu Hause ist.

Drei Abgänge und eine neue Stelle

Pfarrer Frank Müller über die Zukunft der Seelsorge in St. Agnes

Text: Jürgen Salz
Fotos: Sebastian Linnerz

Herr Pfarrer Müller, müssen wir uns Sorgen um die Gottesdienste in St. Agnes machen? Es gab einige Abgänge in jüngster Zeit: Subdiakon Jacob Mandiyil und Pfarrer Stephan Weißkopf haben die Gemeinde verlassen, die Zeit von Kaplan Klaus Gertz neigt sich dem Ende zu. Wie geht es weiter?

Die Zeit von Kaplan Gertz wird voraussichtlich am 1. September nächsten Jahres vorbei sein. Uns steht eine neue Planstelle im pastoralen Bereich zu. Ob dann ein neuer Kaplan kommt, kann ich aber noch nicht sagen. Es könnte auch ein Diakon, Pastoralreferent oder -referentin, Gemeindeferent oder -referentin oder ein älterer Priester zur Unterstützung in die Gemeinde kommen.

Wann und wo entscheidet sich das?

Im Erzbistum gibt es zwei Stapel – einen Stapel mit Kandidaten, die zu versetzen sind, und einen Stapel mit Anfragen aus Gemeinden, die Bedarf haben. Ich vermute mal, dass der zweite Stapel höher ist. Bis zu einer Entscheidung kann es noch etliche Monate dauern. Üblicherweise werden neue Stellen zum 1. September eines Jahres besetzt.

Am 1. September 2017 sollte also Klarheit herrschen.

Sicher ist auch das nicht. Möglich ist auch, dass es eine Vakanz von einem Jahr gibt, bis ein neuer Mann oder eine neue Frau, der/die genau ins Profil passt, verfügbar ist.

Warum predigen Sie neuerdings so selten in St. Agnes?

Das hat einen einfachen Grund. Ich bin jetzt häufig in Kunibert oder auch St. Ursula, in denen ich bisher eher selten war. Das hat sich durch die Dienst- und Urlaubsplanung nun so ergeben. Aber das ist keine gesteuerte Absicht, im Gegenteil. Ich vermisste die 11:15-Uhr-Messe in Agnes.

Im Erzbistum wird darüber diskutiert, den Pfarrern in den Gemeinden künftig einen Verwaltungsleiter oder eine Verwaltungsleiterin zur Seite zu stellen. Bekommen unsere Gemeinden auch eine solche Unterstützung?

Wir haben Bedarf angemeldet. Es ist vorgesehen, dass bis Mitte 2017 ein Verwaltungsleiter oder eine -leiterin die Arbeit in St. Agnes aufnimmt. Das wird eine 50-Prozent-

Stelle sein. Der oder die Neue wird uns allerdings nicht vor die Nase gesetzt, da können wir schon als Gemeinde ein Wort mitreden. Die letzte Entscheidung erfolgt in Abstimmung mit dem leitenden Pfarrer, also mir.

Wie ist das dann gedacht? Können Sie sich dann mehr auf die Seelsorge konzentrieren?

Zum Aufgabenbereich zählen vor allem die sogenannten pastoralen Folgedienste, also rund um Küster, Hausmeister, Kita, Kirchenmusiker und Pfarrsekretariat. Für den Kirchenvorstand, den Personalausschuss und mich wäre das eine große Entlastung; zum Beispiel müssen wir uns bislang kümmern, wenn die Arbeitsverträge von Erzieherinnen und Erziehern in der Kita geändert werden, etwa wegen Mutterschutz und Elternzeit. Oder wenn

ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin die Stelle reduzieren will – das muss dann alles arbeitsrechtlich neu geregelt werden. Auch Urlaubsanträge fallen darunter; da kommt schon einiges zusammen.

Welche Qualifikationen muss ein/e Verwaltungsleiter oder -leiterin mitbringen?

Das sind vor allem Menschen aus dem kaufmännischen Bereich. Studierte Betriebswirte, Bankkaufleute oder Personalmanager/innen. In den Vorstellungsgesprächen wird großer Wert auf Personalführung gelegt. Jemand, der aus einer Personalabteilung kommt und sich mit Arbeitsrecht auskennt, hat sicher bessere Chancen als jemand, der in seinem Arbeitsleben bislang vor allem in der Buchführung gearbeitet hat.



Jürgen Salz im Gespräch mit Pfarrer Frank Müller

Die Verwaltung wäre dann also geregelt. Gleichzeitig gibt es im Kernbereich Seelsorge immer weniger Prediger, die Gottes Wort verkünden. Wie sehen Sie die Situation in St. Agnes?

Das ist ja nicht nur bei uns so. Deswegen gibt es im Erzbistum ja auch Überlegungen, wie Laien mehr in die Gemeindegemeinschaft eingebunden werden.

Wie kann das aussehen?

Bei der Vorbereitung zur Erstkommunion oder Firmung ist die Beteiligung von Laien schon fest etabliert. Laien können

hängt natürlich auch vom jeweiligen Bistum ab. Laien sollen mehr Aufgaben übernehmen, das finde ich gut. Natürlich müssen die Laien dafür auch entsprechend qualifiziert werden.

Warum sollen die Gläubigen dann künftig noch Kirchensteuer zahlen, wenn sie bald fast alles selber machen?

Es wird ja weiterhin Seelsorger geben. Und die pastoralen Mitarbeiter werden ihre Energie zunehmend darauf verwenden, die Laien für die neuen Aufgaben auszubilden und zu betreuen.

bindlichkeit dauerhaft für eine Aufgabe einsetzen. Das ist eben ein Zug in unserer Gesellschaft, sich eine gewisse persönliche Mobilität und Flexibilität zu bewahren. Es gelingt ja oft schon nicht mehr, etwa Rentner für dauerhafte Aufgaben zu gewinnen. Ein ständiges Ehrenamt ist ja auch zeitlich aufwendig: Wer sich etwa im Kirchenvorstand engagiert, muss wissen, dass er dafür sechs, sieben Stunden pro Woche in seiner Freizeit aufwenden muss.

Wäre es da nicht einfacher, mehr junge Menschen für die Aufgaben

innen kennen. Bei mir war das noch anders. Ich bin Priester geworden, weil mich zu der Zeit, als ich Abitur machte, in der Schule unser damaliger Religionslehrer und Priester begeistert hat. Ein junger Typ, Anfang 30, mit Poloheemd und Jeans, beliebt bei den Mädchen. Solche Vorbilder gibt es kaum noch. Jemand um die 40 ist doch für die Jugendlichen/Kinder schon ein alter Mann.

Was macht denn für Sie nach nun 25 Berufsjahren Seelsorge aus?

Seelsorge findet für mich in einer Dreiecksbeziehung statt – zwischen Gott,



zudem etwa selbstständig Andachten organisieren. Das klappt heute mit der Rosenkranzandacht in St. Kunibert schon prima. Auch die Jugendfreizeiten könnten ohne weiteres ohne Pfarrer, Kaplan oder hauptamtlichen Seelsorger stattfinden; das kann etwa auch ein kompetenter Sozialarbeiter übernehmen. Sogar eine Taufe kann von einem Nichtpriester vorgenommen werden, ebenso Beerdigungen. Natürlich gibt es viele Sakramente, die an eine geweihte Person gebunden sind: etwa die Eucharistiefeier, die Beichte oder die Firmung. Was möglich ist,

Ist es denn überhaupt so einfach, ehrenamtliche Mitarbeiter zu finden?

Noch haben wir das Potenzial in St. Agnes. Aber ich kann mir vorstellen, dass es in Zukunft schwieriger wird. Es ist dabei noch relativ einfach, Ehrenamtliche für einzelne, zeitlich klar umrissene Projekte zu gewinnen. Etwa für die Organisation einer Kunstausstellung oder für kirchenmusikalische Aufführungen, für die ein halbes Jahr lang geprobt wird. Es ist aber schon problematisch, Menschen zu finden, die sich mit großer Ver-

als Seelsorger oder Pfarrer zu begeistern, als immer mehr auf Ehrenamtliche zu setzen?

Wir haben ja nicht nur bei den Pfarrern Nachwuchssorgen. Es wird auch schwieriger, Küster, Kirchenmusiker oder Pfarrsekretärinnen zu finden. Natürlich gibt es solche Initiativen im Erzbistum. Aber das Grundproblem ist doch, dass den jungen Leuten heute die Anbindung an die Kirche fehlt. Es fehlen die Vorbilder; die jungen Leute lernen aufgrund unserer Altersstruktur auch kaum mehr junge Priester oder andere Seelsorger/

meinem Gegenüber und mir als Priester. Als Seelsorger will ich auch ansprechbar sein. Ich freue mich, wenn ich auf der Neusser Straße unterwegs bin und die Leute mit mir reden. Da lässt sich vieles auch schneller klären als durch Mails und Telefonate.

Und wenn Sie mal irgendwo privat sind?

Das merken die Leute dann schon und respektieren das.



»Sind Psychotherapeuten die besseren Seelsorger?«

Text: Manfred Lütz
Foto: Jana Kay

Manfred Lütz, Buchautor, Psychotherapeut und Chef der Alexianerklinik in Köln, antwortet.

Jede Psychotherapie ist eine zum Zwecke der Heilung von Leiden manipulative und asymmetrische Beziehung eines methodenkundigen Profis zu einem Heilung suchenden Menschen. Psychotherapie ist damit – sogar für psychisch Kranke – stets höchstens die zweitbeste Form der Kommunikation. Die beste Form ist das Gespräch mit Angehörigen, Freunden, Nachbarn, Metzgern und sonstigen ganz »normalen« Leuten, zum Beispiel echten Seelsorgern. Erst wenn das nicht mehr geht, entweder weil die psychische Störung zu ausgeprägt ist oder weil ein solcher Kontext nicht vorliegt, dann tritt Psychotherapie ein, aber auch nur so lange, bis jene beste Form

der Kommunikation wieder möglich ist. Daher muss der Grundsatz gelten: So wenig Psychotherapie wie möglich, so viel wie nötig. Psychotherapie ist eine künstliche Beziehung für Geld. Wer nicht ehrlich zugibt, dass er den Sinn des Lebens und wahre Liebe oder gar Vergebung von Schuld für Geld nicht bieten kann, betreibt nichts anderes als existentielle Zuhälterei.

Keine Psychotherapie ohne Religion

Es hilft alles nichts: Jede seriöse Psychotherapierichtung hat sich Gretchens Frage »Wie hast Du's mit der Religion?« zu stellen und so präzise wie möglich anzugeben, wo ihre Grenze gegenüber Religion und Weltanschauung liegt. Und sie hat sicherzustellen, dass diese Grenze gewahrt wird, damit über den begrenzten Auftrag der Psychothera-

pie hinaus der eigene Raum für existentielle Beziehungen und Erfahrungen gesichert wird – selbst wenn er für einzelne, wie das Allerheiligste des jüdischen Tempels, leer bleibt. Andernfalls würde Psychotherapie letztlich totalitär, denn jeder methodische Zugriff auf den geheimnisvollen Kern des Menschen verletzt zutiefst Intimität und Würde des Menschen. Erklärt man das Thema Religion für gleichgültig und reflektiert es daher nicht, treibt es unbemerkt seinen Spuk in der Therapie, da es irgendein »Über-die-Therapie-hinaus« ja ausdrücklich nicht gibt. Holt man es absichtlich in die Therapie hinein, hat man mit den gleichen Gefahren zu kämpfen. Es bleibt der Respekt vor der Grenze.

Rollen von Arzt und Seelsorger

Denn die Rollen des Arztes und des Seelsorgers müssen streng getrennt werden. Zwar sollten Ärzte und Psychotherapeuten Ahnung von und Respekt vor der Seelsorge haben und dann, wenn existentielle Fragen aufkommen, die Professionalität besitzen, an den Seelsorger zu überweisen. Auch Seelsorger sollten sich mit psychopathologischen Phänomenen auskennen, um gegebenenfalls an einen Psycho-Fachmann abzugeben. Aber eine Vermischung beider Rollen wäre eine verhängnisvolle Manipulation und führt schnell zu Guru-Konstellationen. Ein Mensch, dessen tiefe Depression ein Therapeut durch fachlich korrekte Behandlung in vergleichsweise kurzer Zeit beseitigt hat, ist diesem verständlicherweise sehr dankbar. Und wenn der Therapeut diesem Menschen dann noch eine beliebige religiöse Auffassung nahelegt, so wird dieser geneigt sein, darauf einzugehen. Das aber ist Manipulation im existentiellen Bereich. Die Entscheidung zum Glauben ist eine freie Entscheidung und darf nicht manipuliert werden. Sie kann im Kontakt mit einem guten Seelsorger reifen. Der Arzt darf sie mit seiner Autorität nicht bewirken.

Echte Seelsorge ist niemals manipulativ-methodisch. Sie ist viel umfassender und reicht viel tiefer als Psychotherapie. Und es besteht eigentlich überhaupt kein Anlass, dass Seelsorger ihr Selbstwertgefühl von irgendwelchen Wochenendseminaren in Psychotherapie ableiten. Die Freiheit des Menschen kann durch psychische Verknotungen in ihrer Ausübung gehindert sein, aber sie ist dennoch niemals das Produkt der Psychotherapie, sondern liegt ihr stets voraus. Sie ist der heilige Boden, der des fremden Menschen Hand entzogen ist, auf dem Würde und Einmaligkeit, Schuld und Verantwortung, Lust und Freude dem Menschen selbst und keinem Therapeuten letztlich zugänglich sind. Diesem Kern des Menschen begegnet man nicht therapeutisch, sondern im Dialog, so wie Martin Buber ihn verstanden hat, in der existentiellen gleichberechtigten Begegnung von Mensch zu Mensch.

Den Schritt hinaus muss der Patient selbst tun

Man mag den seelischen Apparat, für den der Psychotherapeut zuständig ist, mit einer Geige vergleichen. Ohne die Musik Beethovens, Mozarts und der vielen anderen wäre eine Geige nur ein eigenartig geformtes Hindernis für Ameisen. Erst die Musik macht sie so wertvoll. Mit der Musik aber, mit all dem Schönen, das der Apparat bewirken kann, hat der Psychotherapeut nichts zu tun. Er hat nur die bescheidene Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das eigenartig geformte Instrument wieder Töne hervorbringen kann. Der Melodie eines Lebens aber, die dann wieder erklingt, kann auch er nur staunend lauschen. Auf diese Weise kann es dem Psychotherapeuten gelingen, verklemmte Türen handwerklich korrekt zu öffnen oder verborgene Türen zu beleuchten. Den Schritt hinaus muss der Patient selbst tun. Und wohin ihn dann dieses spannende Leben führt, das geht nur den Patienten etwas an.

Der Journalist, der was vermisst

Gibt es etwas, das die Berufe des Journalisten und des Seelsorgers verbindet? Joachim Frank kennt beide.

Text: Joachim Frank
Foto: Peter Rakoczy

Es gibt Journalisten, die von Haus aus Seelsorger sind. Zumindest haben sie die Berufsbezeichnung ›Pfarrer‹ in ihren Papieren stehen. Sicher der prominenteste Grenzgänger zwischen Pastoral und Publizistik ist Jürgen Fliege, der ›Fernsehpfarrer‹. Wissen Sie noch? »Passen Sie gut auf sich auf!«, hieß seine Standard-Abmoderation am Ende jeder Sendung. Fliege hatte ein Millionenpublikum, glühende Verehrer und genervte Gegner.

Aus ein und demselben Grund: Er war anders. Anders als die Journalisten, die ›man‹ sonst so kannte – oder zu kennen glaubte: Fliege war ein Kümmerer, ein Mitfühler, Mitleider und ein Tröster. Also keiner von den Berufszynikern, den ›Witwenschüttlern‹. So heißen im Journalisten-Jargon die Kollegen, die für ihre Story – vornehmlich bei den Boulevardblättern – nach Unglücksfällen, Katastrophen und Verbrechen das Umfeld der Opfer umgraben.

Fliege war aber auch anders als die Seelsorger, die ›man‹ sonst so kannte – oder zu kennen glaubte: Fliege war ein Kümmerer, ein Mitfühler und so weiter und so fort. Also keiner von den modernten Pfarrei-Managern, immer überarbeitet und nie erreichbar. Fliege sprach eine Sprache, die aufhorchen ließ. Nicht dieses typische ›Kirchisch‹, dessen perfekte Parodie Otto Waalkes in seinem ›Wort

zum Sonntag‹-Sketch ›Theo, vier Fahr'n nach Lodz‹ abgeliefert hat – bis heute unübertroffen und (leider) manchmal gar nicht so weit entfernt von der Wirklichkeit pastoraler Rhetorik.

Sie haben beim Lesen natürlich längst gemerkt, dass die Beschreibung ›des‹ Journalisten und ›des‹ Seelsorgers mit den Klischees beider Berufsbilder spielt. Warum? Weil so die Sollbruchstellen besser sichtbar werden. Und weil damit der Boden für die Gegenthese bereitet ist, dass nämlich Journalisten und Seelsorger einander verwandter sind, als es (für sie) den Anschein hat.

Es gibt dafür einen Beleg, der für beide eher bitter ist: Beim Ansehen, das bestimmte Berufe in der Öffentlichkeit genießen, rangieren Journalisten und Geistliche am unteren Ende der Skala. Was übrigens ein ziemlich eigenartiges, man könnte fast sagen, paradoxes Phänomen ist. Denn noch in den Wutausbrüchen gegen ›die Lügenpresse‹ oder der abfälligen Rede über wahlweise bigotte, geldgierige oder perverse Pfaffen scheint ein (enttäuschtes) Ideal durch, an dem sowohl Journalisten als auch Seelsorger gemessen werden. Sie möchten, das ist der im Angriff versteckte Wunsch, ›Zeugen der Wahrheit‹ sein.

Entschuldigung, eine ziemlich kirchliche Formulierung! Aber sie trifft es, oder? Von einem ›guten‹ Journalisten wird erwartet, dass er präzise, umfassend und differenziert informiert. Seine Leser,

Zuhörer und Zuschauer möchten sich auf das verlassen können, was der Journalist verbreitet. Es geht um Vertrauen, um Wahrhaftigkeit und um Glaubwürdigkeit, auf Englisch um die ›Credibility‹. Sie ist heutzutage die wichtigste Währung für die Medien, die sich mit der Wortverbindung ›Qualitätsmedien‹ von dem absetzen wollen, was in unermesslicher Fülle durchs Internet flutet.

Man braucht nicht um die Ecke zu denken oder etwas zurechtzubiegen, um die Verbindungslinie zu erkennen, die von diesem Anspruch an Journalisten zur Wunschvorstellung von guten Seelsorgern führt. Ihr Reden und Handeln steht und fällt mit ihrer Glaubwürdigkeit. Da sie es aber per Definition mit dem Glauben zu tun haben, dem Glauben an Gott, ist die Glaubwürdigkeit, die Credibility in ihrem Fall nicht bloß ein äußerliches Kriterium auf der Checkliste erfolgreichen Gemeindefmanagements. Glaubwürdigkeit fällt vielmehr in die Kernkompetenz des Seelsorgers.

Ohne Kommunikation ist die Kirche erledigt

Dass das Buch des katholischen PR-Beraters Erik Flügge ›Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt‹ binnen kurzer Zeit zu einem Bestseller und zur Pflichtlektüre in kirchlichen Kreisen avanciert ist, hat seinen naheliegenden Grund in dem Einvernehmen mit Flügges These: Die Kommunikation der Kirche ist in einer Krise. Vieles von dem, was Bischöfe, Priester und andere kirchenamtliche Kommunikatoren sagen, ist unverständlich, klingt abgehoben, abstrakt, blutleer oder formelhaft. Das ist schlimm, weil auch das Kommunizieren in die Kernkompetenz des kirchlichen Personals fällt. Ohne Kommunikation ist die Kirche erledigt, ist der Glaube am Ende. ›Der Glaube kommt vom Hören‹, wusste schon der Apostel Paulus.

Damit führt der Chefkommunikator des Urchristentums auf den tiefer liegenden Grund für den Erfolg von Flügges Buch. Es ist die unbehagliche und bisweilen verstörende Ahnung, dass das Gelingen kirchlicher Kommunikation nicht an der Zahl erfolgreich absolvierter Rhetorikseminare hängt, sondern an der Authentizität der Kommunikatoren. »Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast, und wenn es noch so wenig ist. Aber lebe es«, hat der Taizé-Gründer, Frère Roger Schutz, gesagt. Zu ergänzen wäre der Satz: »Und sage vom Evangelium nur das, was du davon erlebt hast.«

Von einer Nähe, einer Verwandtschaft zwischen dem Beruf des Journalisten und dem des Seelsorgers war die Rede – und von Journalisten, die von Haus aus Seelsorger sind. Vielleicht gehört es zur Authentizität des Autors, dass er sich an dieser Stelle ›outet‹ und aus der Distanz der 3. Person in die 1. Person wechselt. Ich war selbst einige Jahre Seelsorger. Heute bin ich Journalist. Was ich über beide Berufe geschrieben habe, versuche ich, mir selbst gesagt sein zu lassen. Ich denke – wie sicher die meisten meiner Kolleginnen und Kollegen – darüber nach, denen bestmöglich gerecht zu werden, mit denen ich in meiner Arbeit spreche und über die ich schreibe. Versuch und Irrtum inbegriffen, wie immer im Leben. Ohne die Rollen zu verwechseln, bin ich mir (zumindest für mich) einigermaßen sicher, dass Journalist und Seelsorger ein und dieselbe Bühne bespielen, einander korrigieren, voneinander lernen und aneinander wachsen können.



Joachim Frank ist Chefkorrespondent des Kölner Stadt-Anzeiger, der Berliner Zeitung und der Mitteldeutschen Zeitung. Er ist Autor und Experte für Kirchenfragen.



Husarenpräsident Markus Simonian mit der Krippenfigur in St. Ursula

Husar mit Hauptberuf Zimmermann

Text: Klaus Nelißen
Fotos: Sebastian Linnerz

Seit einem Jahr steht in St. Ursula eine blau-gelb gekleidete Krippenfigur.

In der Bibel spielt er die etwas undankbare Rolle des treuen Ernährers. In der Ursulakirche darf er glänzen als treuer Husar: der Heilige Josef. In der Weihnachtszeit 2015/16 stand an der Krippe neben Ochs, Esel, Hirten und drei Königen erstmals auch ein Mann im blau-gelben Gewand der Traditionsgesellschaft von 1925. Das Krippenteam hatte dafür die Figur des Josef gewählt und kleidet sie auch 2016/17 wieder stilecht ein. Die stattliche Holzsnitzfigur ist wertvoll, das Husarengewand nicht weniger edel. Bei vielen Karnevalsfreunden gilt sie

als die wohl schönste und aufwendigste Uniform des Kölner Karnevals. Und beim Fototermin darf nur Husarenpräsident Markus Simonian persönlich die besondere Krippenfigur in der Kirche umhertragen, kritisch beäugt von Küsterin Vera Hammacher.

Es war eine außergewöhnliche Geste des Krippenteams von St. Ursula zum 90-jährigen Bestehen der Karnevalsgesellschaft (KG) Treuer Husar, dass einer der Husaren nun allweihnachtlich so nah am Christkind stehen darf.

Den Heiligen Franziskus hätte das gefreut. Gilt er doch als der Erfinder der Krippendarstellungen. Franziskus wollte das Weihnachtsgeschehen den Menschen in ihrer eigenen Umgebung veranschaulichen. Und zu Köln gehört eben der Karneval.

Und so steht in St. Ursula ein Husar an der Krippe. Ausgerechnet in der Kirche, die der Patronin der Jungfräulichkeit gewidmet ist, steht also einer der Karnevalisten, die sich auf die ungarisch-feurigen Reiterregimente berufen – und denen ein Urlied des Kölner Karnevals gewidmet ist, in dem es um eine leidenschaftliche, wenn auch tragische Liebesgeschichte geht. Das ist schon irgendwie jeck. Aber kein Zufall.

Seit 2009 haben die Husaren ihren Stammsitz im ehemaligen Pfarrheim von St. Ursula am Dechant-Löbbel-Platz. 400 Mitglieder zählt die überaus vitale Karnevalsgesellschaft, bei der übrigens nur eine einzige Frau aktives Stimmrecht hat, nämlich das Tanzmariechen. »Im Grunde aber sind wir eine Familiengesellschaft«, betont Präsident Simonian. Das Zusammenstehen sei mindestens genauso wichtig wie zusammen feiern. »Und das heißt: in guten wie in schlechten Zeiten«, so Simonian.

Dass es bei der Krippe ausgerechnet den Heiligen Josef traf, den Husaren zu mimen, passt gleich doppelt: Josef steht wie wenige andere Bibelfiguren für das ‚Treu-zusammen-Stehen‘. Gleichzeitig war Josef bekanntlich Zimmermann. Auch in der Karnevalsgesellschaft sind noch immer viele Mitglieder von Beruf Handwerker.

Seit die KG an die Ursulakirche gezogen ist, richtet sie das alte Pfarrheim Stück für Stück mit viel Liebe wieder her. Kleinode ist das ›Husarenkasino‹, ein schmucker Saal mit gemaltem Ursulapanorama und Brauhaustischen. Dort treffen sich die Husaren jeden Freitag zum offenen Abend. Präsident Simonian und seine Frau versehen persönlich den Thekendienst, um mit allen ins Gespräch zu kommen. »Willkommen ist jeder«, sagt Simonian nicht ohne Stolz: »Unter den Karnevalsgesellschaften sind wir verschrien für unsere Offenheit.«

Über die Jahre hinweg haben sich die Bande zwischen Karnevalsgesellschaft und Ursulagemeinde zaghaft, aber stetig verfestigt: Seit 2010 ziehen die Husaren am Ursulafest mit in der traditionellen »Knöchelcheprozession«. Anfangs trugen sie noch den Schrein der heiligen Jungfrau durch die Straßen. Aktuell ist das aus konservatorischen Gründen leider nicht mehr möglich.

Fest im Terminkalender der KG steht mittlerweile auch die alljährliche Regimentsmesse in St. Ursula vor Sessionsbeginn und in kölscher Mundart. Wie die Krippenfigur ist auch dies ein Ausdruck der Verbundenheit zwischen Kirche und KG. Aber wie steht es mit persönlichen Beziehungen neben den symbolischen? Wenn es nach Husarenpräsident Simonian ginge, könnte noch weit mehr Austausch und Begegnung stattfinden zwischen der Agnesgemeinde bzw. dem Ursulaveedel und den Karnevalisten. »Ein ganzes Jahr und noch viel mehr«:



Die Treuen Husaren bei der Ursulaprozession am 23. Oktober 2016

Im berühmten Karnevalslied muss der treue Husar derart lange auf seine Umworbene warten, bis diese sterbend darniederliegt. Wer weiß, wie lange die Husaren auf ein Entgegenkommen von Gemeindemitgliedern aus St. Agnes warten müssen ...

Demütiger und dankbarer

Eine Telefonseelsorgerin berichtet von ihren Erfahrungen

Text: Jürgen Salz
Foto: Elisabeth Linnerz

Die Adresse darf Brigitte nicht nennen. Die Rentnerin ist eine von gut sechzig ehrenamtlichen Mitarbeitern der katholischen Telefonseelsorge in Köln. Der Ort in der Kölner Innenstadt, an dem ungefähr sechzigmal am Tag das Telefon klingelt, soll anonym bleiben – um die Mitarbeiter zu schützen. Die Stelle ist rund um die Uhr besetzt. Es sind oft Menschen in Einsamkeit, mit Beziehungskonflikten oder psychischen Erkrankungen, die anrufen. Manche sagen, dass sie ihrem Leben bald ein Ende setzen wollen. Ihren Namen müssen sie nicht nennen. Auch hier gilt das Prinzip der Anonymität. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter am anderen Ende der Leitung melden sich lediglich mit »Telefonseelsorge«.

»Ich wollte mich christlich engagieren und am Telefon Menschen kennenlernen, die mir im Alltag nicht begegnen«, erzählt Brigitte in einem Café, »und ich musste erkennen, wie viele einsame Menschen es gibt.« Zuvor hat sich Brigitte in der Obdachlosenhilfe engagiert und Essen ausgeteilt. Über ihre ehrenamtliche Arbeit bei der Telefonseelsorge macht sie sich keine Illusionen: »Ich kann den Anrufern oft nicht helfen. Aber ich kann zuhören, versuchen, ihnen den Druck zu nehmen. Manchen tut es gut, mit einem fremden Menschen über Probleme zu sprechen und sich den Ärger von der Seele zu reden.« Falls erforderlich, kann Brigitte auch sagen, wo die

Anrufer konkrete Hilfe finden können – ein Verzeichnis mit Hilfsangeboten von den Anonymen Alkoholikern bis zu Zartbitter Köln e.V. (Verein gegen sexuellen Missbrauch von Mädchen und Jungen) liegt griffbereit neben dem Telefon. Ebenso die Bibel und das Buch der Lösungen, falls Anrufer beten möchten.

Ein Jahr lang in Ausbildung

»Menschen, die sich für eine Mitarbeit bei der Telefonseelsorge interessieren, sollten gut zuhören können, fähig sein, mit Krisen umzugehen, offen für andere Lebensformen sein und auch ihre eigenen Grenzen kennen«, sagt Stellenleiterin Annelie Bracke. Auf ihren Einsatz am Telefon werden die Ehrenamtlichen ein Jahr lang vorbereitet. Im ersten Teil der Ausbildung lernen sie, ihre eigenen Prägungen und Konflikte zu verstehen. »Nur wer sich selber gut kennt, kann auch anderen gut helfen«, sagt Bracke. Im zweiten Teil der Ausbildung lernen die Teilnehmer konkret, wie sie mit Hilfesuchenden am Telefon umgehen, um ein möglichst gutes Gespräch zu führen. Dabei hospitieren sie bei erfahrenen Telefonseelsorgern.

Bei Brigitte ist das alles etwa zehn Jahre her. Ungefähr 15 Stunden im Monat verbringt sie mittlerweile in den Räumen der Telefonseelsorge. Während der Schichten sitzt sie alleine am Telefon. »Mir ist das ganz recht, wenn vor allem

in der Nachtschicht sonst keiner da ist«, sagt sie. Nach schwierigen Gesprächen geht sie schon mal in die Küche rüber und kocht sich Kaffee. Zu den Schichten am Telefon kommen noch Fortbildungen, spirituelle Angebote wie etwa Besinnungstage und jährlich ein Sommerfest sowie die Adventsfeier hinzu. Alle vierzehn Tage treffen sich die Ehrenamtlichen in Kleingruppen, um unter Anleitung eines Supervisors über ihre Erfahrungen und Erlebnisse mit Anrufern zu reden.

Einzelne Gesprächspartner verlangen Brigitte einiges ab. »Manche Anrufer sind aggressiv oder sehen sich dauernd als Opfer.« Menschen, die kurz davorstehen, von eigener Hand aus dem Leben zu scheiden, haben in all den Jahren nur wenige angerufen. »Ich kann niemanden, der das wirklich will, von einer Selbsttötung abhalten«, sagt Brigitte, »ich höre aber zu und stelle Fragen, wenn sie über ihr Leben sprechen wollen.« Sie versucht dann, zu ergründen, was den Menschen am anderen Ende der Leitung noch im Leben hält – und beim Anrufenden die Seiten zu stärken, die noch leben wollen. Ihr selbst, sagt Brigitte, bringe die Arbeit bei der Telefonseelsorge sehr viel: »Meine Menschenkenntnis hat sich verbessert und ich bin toleranter geworden. Bei all den schlimmen Schicksalsschlägen, die ich höre, bin ich demütiger und dankbarer für mein Leben geworden. Ich merke, dass ich andere Menschen, die wütend und frustriert sind und deren Verhalten man vielleicht nicht auf Anhieb versteht, mehr als früher verteidige.«

Die nächste Ausbildung startet im August 2017. Weitere Informationen:

Web: www.telefonseelsorge-koeln.de
E-Mail: mail@telefonseelsorge-koeln.de
Telefon: (0221) 257 01 84



Auf den Treppenstufen von St. Michael am Brüsseler Platz

Schallplatten in St. Michael

Text: Norbert Bauer
Foto: Ulrich Redder

Seelsorgen heißt manchmal schlicht: Türen auf und Musik machen. In unserer Nachbarschaft macht das Norbert Bauer, der bis Herbst 2014 Pastoralreferent in St. Agnes war.

Ein großer, neoromanischer Kirchenraum, beinahe nur mit Kerzen erleuchtet. Aus zwei Lautsprecherboxen ertönen elektronische Klänge mit langsamem Beat. Zwischen den Boxen steht ein Tisch mit zwei Plattenspielern, dahinter ein junger Mann mit Kopfhörern, der DJ. Es ist spät an einem Samstagabend. »Art & Amen: analog« steht auf dem Programmflyer. Analog, weil der DJ nicht auf »digitale« CDs oder MP3s zurückgreift, sondern nur auf »analoge« Schallplatten. Wenn er keine Platten auflegt, verkauft er sie in

einem nahegelegenen Geschäft. Drei Stunden dauert sein Programm. Im Laufe des Abends kommen ca. 300 meist junge Menschen in die Kirche. Manche setzen sich in die Bank und hören einfach zu, andere gehen langsam durch die Kirche. Die meisten staunen über die Kombination von sakralem Raum und ungewohnten musikalischen Klängen.

»Art & Amen: analog« ist die jüngste Reihe aus dem Kulturprogramm von St. Michael, mit dem wir als Pfarrgemeinde St. Gereon in Köln seit fünf Jahren neue Wege in der Pastoral gehen. Kirchen sind zwar zunächst einmal Räume für die gottesdienstliche Versammlung. Sie sind und waren aber auch von Anfang an mehr: sie sind ebenso Orte der Ruhe, der Kunst, der Musik und der Begegnung. Diesen Gedanken greifen die Initiatoren von »Art & Amen« auf. Sie öffnen die Türen der Kirche St. Michael – und zwar in

einem Zeitraum, in dem andere Gotteshäuser fest verschlossen sind: in den späten Abendstunden.

Dies hat einen besonderen Grund: Die drittgrößte Kirche in Köln steht auf einem besonderen Platz, der über Köln hinaus einen großen Bekanntheitsgrad erreicht hat, dem Brüsseler Platz. Wenn das Wetter es zulässt, versammeln sich abends im Schatten der Kirchtürme mehrere hundert Menschen. Sie genießen die Atmosphäre zwischen den Bäumen, trinken Bier und Wein, treffen Freunde und Bekannte. »Art & Amen« reagiert auf diesen beliebten Treffpunkt und bietet an den sommerlichen Abenden ein für kirchliche Verhältnisse unkonventionelles Programm an. Es reicht von Kunst (Art) bis hin zu Gottesdiensten (Amen). Das Kulturprogramm ist nicht unbedingt religiös. Die Künstlerinnen und Künstler haben aber den Auftrag, auf diesen Raum mit seiner besonderen Bestimmung zu reagieren. So auch der DJ. Als ich als Pastoralreferent ihn anfragte, ob er nicht Lust hätte, abends in der Kirche Platten aufzulegen, wiegelte er zunächst ab: Er habe keine fromme Musik. Das sei auch gar nicht meine Intention, warb ich für unsere Idee. Es gäbe bestimmt Musik, die in einem Kirchenraum eine besondere Wirkung entfalten würde. Dem ist auch so.

Uns ist wichtig, diesen Raum zu teilen

Das Vorbild für die Idee, Kultur und Kirche aufeinandertreffen zu lassen, findet sich im Kölner Dom. Seit beinahe 10 Jahren sind Besucherinnen und Besucher der Kathedrale vom Fenster im Südquerhaus begeistert. Auch wenn die Farbquadrate Gerhard Richters sicherlich auch in einem Rathaus oder Museum einen angemessenen Platz gefunden hätten, spüren die Betrachterinnen und Betrachter, dass sie im Dom eine außergewöhnliche Wirkung entfalten. Das gleiche geschieht mit einem Pop-song, der in der Kirche gespielt wird,

auch wenn er vordergründig keinen religiösen Bezug hat. Aber auch manches Orgelstück kommt ja ohne sakrale Intention aus.

Musik spielt eine besondere Rolle im Programm von »Art & Amen«. Das liegt auch daran, dass die Programmgruppe bei ihrer Planung bewusst das kulturelle Umfeld beachtet. Das Belgische Viertel, in dem die Kirche liegt, ist geprägt von Musik-Clubs und Plattenläden. Daher liegt es nahe, Akteure aus diesem Umfeld für eine Kooperation zu gewinnen. Die eine oder andere Popband hat hier ihre ersten Konzerte gegeben. So hatte die in der Zwischenzeit sehr erfolgreiche Kölner Popgruppe AnnenMayKantereit hier einen ihrer ersten Auftritte. Auch Kurzfilme, Theaterinszenierungen, Lichtinszenierungen und Ausstellungen fanden schon ihren Platz in dieser Kirche.

Jetzt überlegen wir, wie wir als Pfarrgemeinde den Kirchenraum zukünftig gestalten, damit unsere Idee von Teilhabe noch besser möglich ist, nicht hinter verschlossenen Türen, sondern öffentlich, unter möglichst großer Beteiligung interessierter Menschen. 2017 werden wir zusammen mit dem Architektenteam »Kirchentrotzjaner« das Kunst- und Kommunikationsprojekt »Demonstrate!« anstoßen. Davon erwarten wir uns Erkenntnisse darüber, was Menschen heute von diesem Ort der Spiritualität und Kultur erwarten und welchen Beitrag sie selbst dazu leisten wollen. Ein Punkt ist uns sehr wichtig. Wir wollen diesen Raum teilen. Was wir damit meinen, wird durch die englische Übersetzung vielleicht noch deutlicher: sharing. Heute wird viel von den Chancen der »sharing economy« gesprochen. Menschen teilen sich eine Ressource, z.B. ein Auto, und ermöglichen so vielen Menschen einen Nutzen. Diesen Gedanken des Teilens greifen wir auf, damit möglichst viele Menschen einen Nutzen für sich in dieser Kirche entdecken können. Auch wir selbst. Denn die Künstlerinnen und Künstler schenken uns ganz neue und besondere Eindrücke unserer Kirche.

Die Chöre von St. Agnes

Text: Ute Strunk
Foto: Sebastian Linnerz

Der Chor als Ort der Seelsorge – dazu hat sich Margret Hoppe, die Kantorin der Gemeinde St. Agnes, einige Gedanken gemacht.

»Sich um die Seele sorgen, das drückt für mich das Wort ›Seelsorge‹ aus. Dieses sich sorgen und begleiten finde ich in den verschiedenen Chorgemeinschaften



Die Chorschola unter der Leitung von Margret Hoppe in St. Ursula

wieder«, reflektiert die Leiterin der Chöre. Die Gemeinde St. Agnes hat neben einem Jugend- und einem Kinderchor einen großen Chor mit ca. 60 Sängerinnen und Sängern, den ›Kleinen Chor‹ (ein zwanzigköpfiger Kammerchor) sowie die Chorschola mit 11 Sängerinnen. Die Schola hat sich den Ursulagesängen der Hildeward von Bingen, Gesängen aus Kölner mittelalterlichen Codices und mittelalterlicher Mehrstimmigkeit verschrieben.

In der Geschichte des Kleinen Chores gab es Treppenhaus-, Advents-, Weihnachts- und Passionskonzerte, die Mitwirkung an einer Barockoper und ein

unvergessliches Chorprojekt ›Contra Pestem‹ (Musik zur Pestzeit) im Jahr 2013, gemeinsam mit drei anderen Chören aus Andernach, Hamm und Wiedenbrück. Zwischen der Chorschola und dem Ensemble Ars Choralis Coeln besteht ein reger Kontakt. So wollen beide Gruppen im Januar 2017 ein gemeinsames Konzertprojekt zu Mariä Lichtmess mit syrischen Flüchtlingsfrauen und deren Musik in Groß St. Martin starten. Den Chor als Ort der Zuwendung, des Austausches und der Anteilnahme hat die Chorleiterin noch vor kurzem intensiv erlebt, als der Kleine Chor keinen Aufwand scheute, um ein Mitglied auf dem letzten Weg musikalisch mit seiner Lieblingsmelodie zu begleiten.

Im großen Chor erlebt Margret Hoppe am deutlichsten die Vielfalt von Ansichten und Meinungen einer Gruppe, die es unter einen Hut zu bringen gilt. Hierbei hilft das gemeinsame Ziel, miteinander zu singen. »Wo findet man sonst noch eine Gemeinschaft von 25- bis 80-Jährigen mit einem gemeinsamen Interesse«, fragt die Leiterin: »Ich habe schon erlebt, dass junge Frauen lieber im großen Chor singen wollten, weil hier so ‚tolle Alte‘ seien.« Für alle zählt das Gemeinschaftserlebnis und der Spaß am Musizieren. »Wer singt, betet doppelt« – und die Freude, die die Chorgemeinschaft anderen im Konzert bereitet, lohnt alle Mühe, finden auch die Sängerinnen und Sänger. Die Chöre proben an unterschiedlichen Terminen einmal wöchentlich im Pfarrzentrum in der Stormstraße.

Interessierte sind herzlich eingeladen. Derzeit proben der große Chor und der Kleine Chor an einem einzigartigen Projekt: Im Juni 2017 wird die große Messe in E-Moll von Anton Bruckner aufgeführt. Hierzu wird in allen Stimmen, besonders bei den Tenören, Verstärkung gesucht. Informationen gibt es über das Pfarrbüro und unter: margret.hoppe@t-online.de

Die neue Christuskirche – Architektur als Seelsorge?

Text: Hilde Naurath
Fotos: Axel Hartmann, Engelbert Broich

Die neue Christuskirche am Stadtgarten zieht in ihren Bann.

Alt und Neu, Profanes und Sakrales prallen aufeinander – oder reichen sich die Gegensätze die Hand? Ringen die markanten Baukörper miteinander, steht jeder für sich, jeder als Solitär – der neugotische, sandsteinerner Turm, die strahlend weißen Wohn- und Gewerbegebäude, die Chorwand aus Cortenstahl, allesamt voluminöse Körper, die massiv nebeneinander stehen – oder neigen sie sich einander zu, tauschen sie sich aus, suchen sie Halt aneinander? Engen die fast gipsern wirkenden Profangebäude den deutlich geschrumpften Kirchenbau ein, erdrücken sie ihn – oder beschützen sie ihn, ergänzen sie ihn um ihren Alltag?

Harmonische Schlichtheit empfängt den Besucher im Innern. Die Dunkelheit lässt zunächst innehalten, bis Lichtstrahlen den Weg weisen. Unter der historischen Orgelempore, im Wald der steinernen Säulen, grüßt die Vergangenheit mit majestätischer Würde. Im darunterlie-

genden Kellergewölbe überlebten Schutzsuchende Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg, spielten Black Fööss und BAP, wurde gefeiert und geweint; so bildet die Bandbreite menschlichen Erlebens das Fundament der Kirche. Dann öffnet sich der weiße Kirchraum; in den Wänden erinnern asymmetrisch verteilte Einbuchtungen an die Fensterfronten der Profangebäude, verbinden das Leben drinnen und draußen. Auf das Wesentliche reduziert ist der Altarbereich, konzentriert auf den simplen Tisch, der mühelos den Mittelpunkt in all der Architektur bildet. Fast wünscht man sich, alles Mobiliar, allen Schmuck, alle Technik auszuräumen, um ihn allein zu belassen – den Tisch des gemeinsamen Mahls. Und so



Die neue Christuskirche von außen (links) und innen

lässt die Architektur die Botschaft gewinnen; die Botschaft, die letztlich alle Gegensätze vereinen kann.

Weitere Infos:
www.christuskirche-mitten-im-leben.de



Foto: Sebastian Linnerz

Religiöse Bücher in St. Agnes

Auch in St. Agnes gibt es nun wie in St. Kunibert einen »Laetare«-Bücherstand mit einer kleinen Auswahl an religiöser Literatur. Die Auswahl reicht vom Kinderbuch bis zu theologischen Büchern, die zu sehr reduzierten Preisen angeboten werden.



Sommerlager 2016, Foto: Mathieu Strunk

Sommerlager 2017

Vom 13.–25. August 2017 geht es im Reisebus nach »Bella Italia« auf einen Campingplatz bei Rosolina Mare, 80 km vor Venedig. Ein Küchenzelt und Vierbettenhauszelte stehen für ca. 65 Kinder und Jugendliche im Alter von 8–17 Jahren zur Verfügung. Die Teilnahme-kosten betragen 500 Euro. Weitere Infos unter: rike.moeller@gmx.de, Anmeldeflyer liegen in allen Kirchen aus.



Foto: Sebastian Linnerz

Firmung in St. Agnes

Am 12. November 2016 wurden in unserer Gemeinde 35 junge Menschen von Weihbischof Rolf Steinhäuser gefirmt. Ein halbes Jahr lang hatten sie sich zusammen mit einem Team von sechs Katechetinnen und Katecheten unter der Leitung von Kaplan Klaus Gertz auf diesen Tag vorbereitet.



Foto: Peter Otten

Neue Messdienerinnen und Messdiener

14 Kinder nahmen am 20. November 2016 ihren Dienst als Messdienerin oder Messdiener in unserer Gemeinde auf. Wir heißen sie »Herzlich willkommen!« und wünschen ihnen viel Freude bei ihrem schönen Dienst.



Nikolaus Groß, Foto: KAB

»90 Minuten Arbeit«

Zum Nikolaus-Groß-Gedenktag lesen Thomas Pelzer und Gisela Keuerleber Texte zum Thema Arbeit von Nikolaus Groß bis Karl Marx. Die Veranstaltung des Literaturturkrees ist am Samstag, den 28. Januar 2017 um 19:30 Uhr in St. Agnes.



Hildegard Taubken, Foto: privat

Erinnerung an Hildegard Taubken

Am 21. Februar 2016 starb Hildegard Taubken im Alter von 80 Jahren. Sie bot auch für Mitglieder unserer Pfarrei über zwanzig Jahre lang regelmäßig Kurse in sakralem und meditativem Tanz an. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erlebten sie als eine Frau, die nicht nur viele in Bewegung brachte, sondern auch sehr schnell Stille und eine intensive Atmosphäre herbeiführen konnte. Glaubwürdig vermittelte sie die Botschaft, dass in jedem Menschen ein göttlicher Funke lebendig ist, der in die Welt ausstrahlen soll.

fotoalbum



Frank Müller

ist seit 2005 Pfarrer in St. Agnes und hat 25. Priesterjubiläum am 26. Juni 2017.

»Das Bild entstand unbemerkt von mir durch meine Schwägerin. Es ist am Nachmittag der Primizfeierlichkeiten und ich frage mich abseits der Gäste ein wenig kritisch, was wohl werden wird?«



Bernhard Wagner

ist seit 2009 Subdiar in St. Agnes und hatte 25. Priesterjubiläum am 10. Oktober 2016.

»Damals dachte ich wahrscheinlich: Jetzt ist es aber Zeit für ein richtiges Messgewand.«



»Das Bild zeigt den Abschluss der Weihehandlung. Ich lege meine Hände in die Hände des Bischofs und verspreche ihm sowie seinen Nachfolgern Ehrfurcht und Gehorsam. Das ist quasi ein ›Lehnseid‹ (daher kommt auch der Ritus). Mir ging dabei durch den Kopf: Respekt ja, aber keinen Kadavergehorsam.«



»Früh aufstehen! Eine stressige Autofahrt aus den Prenestiner Bergen nach Rom! Im Eiltempo zu Fuß durch die Innenstadt, um gerade noch rechtzeitig da zu sein! Dabei habe ich Papst Johannes Paul II. schon so oft aus der Nähe gesehen. Aber meinen Eltern hat's gefallen!«

Fotos: Sebastian Linnerz, privat

St. Kunibert – Fenster öffnen Seelen

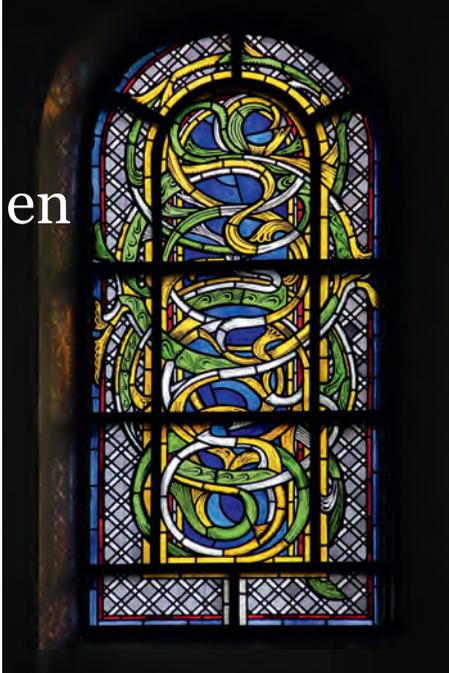
Text: Ute Strunk
Foto: Sebastian Linnerz

Die Chorfenster in St. Kunibert sind die ältesten erhaltenen Kirchenfenster in Köln und die bedeutendsten ihrer Zeit im Rheinland. Neben Anstrengungen zum Erhalt der mittelalterlichen Glasmalerei gibt es ganz moderne Fensterideen für das Gotteshaus.

Um 1220–1230 wurden die Glasmalde in St. Kunibert geschaffen. Im Mittelpunkt steht das große Apsisfenster mit der Darstellung der Wurzel Jesse, flankiert von den Fenstern der Legende des Hl. Clemens und des Hl. Kunibert. Ebenfalls aus dieser Zeit stammen die kleineren Glasmalereien verschiedener Heiliger im Querhaus und im unteren Chorbereich. Nach fast zehn Jahren ist die Entdoublierung und Restaurierung der Heiligenbilder nun abgeschlossen. Dabei wurden die mittelalterlichen Glasmalereien aus ihrer Schutzverglasung – ähnlich dem Verbundsicherheitsglas – herausgelöst und restauriert. Dem Betrachter fällt heute gleich der farbliche Glanz der überarbeiteten Scheiben ins Auge.

Ein Gremium aus Erzdiözesanbaumeister, Stadtkonservator, Amt für Denkmalpflege, Dombauhütte und Hermann-Josef Hermes für die Agnesgemeinde begleitete die Maßnahme bei jedem Arbeitsschritt. Eine zeitraubende, dennoch effektive Methode, wenn es um grundsätzliche Entscheidungen im Restaurierungsprozess geht, beispielsweise um Rekonstruktionen und Ergänzungen bei Material, Bemalung oder Verbleiung.

Im nächsten Schritt steht die Wiederherstellung der großen Chorfenster an. Schon 2011 wurden zu Forschungszwecken zwei Scheiben aus dem Kunibertfenster herausgenommen. An dieser Stelle wurde



Das Fenster mit der Wurzel Jesse, 1956 von Will Thonett gestaltet

eine Fotofolie eingesetzt, um die Optik während der Abwesenheit der Glasscheiben zu testen. Wann und wie lange die Fenster herausgenommen werden, hängt neben der Finanzierung von etwaigen Überraschungen während der Restaurierung ab.

Eine weitere Fensteridee, den mittelalterlichen Glanzstücken eine Glaskunst der Moderne entgegenzusetzen, existiert schon seit langem. Dahinter steht die Überlegung, zu den in nachbarschaftlicher Nähe zu besichtigenden Fenstern in Dom und St. Andreas ein weiteres Glanzstück in St. Kunibert zu setzen.

Trotz organisatorischem Aufwand und offener Finanzierungsfragen eine Idee, die in der Gemeinde St. Agnes Befürworter findet. Denn in Kirchen können Menschen ohne Eintritt Kunst in all ihrer Vielfalt erleben. Auch Pfarrer Frank Müller sieht Kunst als Seelsorge, weil Kunst den Menschen im Innersten berührt. Eine zeitgenössische Glasmalerei ist längst an einem zentralen Punkt im Chor zu sehen. Das kleine ornamentale Glasfenster im Chor wurde 1956 von Will Thonett gestaltet und zeigt ebenfalls die Wurzel Jesse.

fragebogen



Monika Waizner arbeitet als Pfarrsekretärin in der Gemeinde.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Meine Lieblingsstelle ist die Bergpredigt mit den Seligpreisungen, weil sie Richtungsweisung für mein / unser Leben ist. Jesus hat uns gezeigt, dass Gott ein anderes Menschenbild liebt: nicht der Starke, Selbstbewusste oder Erfolgreiche zählt, sondern der Barmherzige, der ein reines Herz hat, Frieden stiftet und sich für die Gerechtigkeit einsetzt. Das muss Konsequenzen für unser Handeln haben, für jeden an seinem Platz.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

»Von guten Mächten wunderbar geborgen.« Diese Zeilen schrieb Dietrich Bonhoeffer zum Jahreswechsel 1944/45 aus dem Konzentrationslager als Trost an seine Familie kurz vor seiner Hinrichtung. Dieses ganze Lied berührt mich immer wieder; es verheißt so viel Gottvertrauen von einem Menschen in tiefster Verzweiflung und Todesangst.

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Mutter Theresa ist für mich ein Vorbild, sie hat sich aus ihrem Glauben heraus in unserer Zeit ihr ganzes Leben in den Dienst der Nächstenliebe gestellt und sich der Ärmsten angenommen hat. Wir können nicht alle so leben, aber wir müssen in unserem Umfeld die Not der Mitmenschen sehen und dürfen uns nicht verschließen. Ein wichtiger Heiliger ist für

mich Johannes der Täufer, der freiwillig in die Wüste geht. In seiner Zeit ist er ein »Störenfried«, lebt selber asketisch, ruft mit Nachdruck zur Umkehr auf und sagt seine Meinung, auch wenn es unangenehm ist. So bereitet er Jesus den Weg. Und wie bereiten wir ihm den Weg?

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe von Kirche?

Sie muss Gottes Liebe in unserer Welt sichtbar machen, eine weisende, kritische, barmherzige und friedensstiftende Stimme sein in einer Welt, in der Macht, Ausbeutung und Erfolg zählen, damit die Menschen Gerechtigkeit erfahren und inneren Frieden finden. Sie muss sich einsetzen für Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Frieden, so wie Jesus uns dies vorgelebt hat, und gerade den Menschen eine Menschenwürde geben, die in unserer Gesellschaft stimmlos sind und vernachlässigt werden.

Wie sieht St. Agnes in 50 Jahren aus?

Ich wünsche mir, dass St. Agnes weiter zu einer lebendigen Gemeinde wächst, in der etwas von der Liebe und dem Frieden Jesu Christi im Miteinander zu spüren ist, in der alle Menschen sich angenommen fühlen können und mit Freude ihren Glauben leben.

Wenn Sie Päpstin wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Das würde sicher nie passieren! Aber ich würde die Hierarchie in der Kirche aufbrechen, die Einheit in der Vielfalt der unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften stärken und zum gemeinsamen Gebet mit allen Menschen aufrufen.

impresum

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes, Neusser Platz 18, 50670 Köln
www.st-agnes.de, Kontakt: peter.otten@st-agnes.de
Redaktion: Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Peter Otten, Jürgen Salz, Ute Strunk
Fotos Titelseite und Seite 2, 31: Sebastian Linnerz
Grafikdesign: Sebastian Linnerz, Druck: Zimmermann Druck+Medien



Apodiktische Gewissheit

Im November haben Gerhard Mantz und Wolfgang Voigt mit ihrer audiovisuellen Installation »Apodiktische Gewissheit« St. Gertrud in einen hypnotischen, flirrenden Himmelskörper verwandelt. Eindrucksvoll, welchen innerlichen Sog der zwanzigminütige, sich wiederholende Reigen aus elektronischer Musik und geometrischen Figuren zu erzeugen vermochte, eine Art Swing aus Meditation und Euphorie.

Fotos: Sven O. Ahrens,
Sebastian Linnerz



Ich bin ich

259 Selbstporträts von Kindern, die in Deutschland Zuflucht gefunden haben, wurden im August 2016 in St. Gertrud gezeigt. Die Kinder haben gemalt, wie sie sich selbst sehen. Und wie sie gesehen werden wollen von uns, die wir die Bilder betrachten. Es waren laute, selbstbewusste Porträts in satten Farben mit dicken Pinselstrichen und auch stille, fast stumme Bilder.